

Familie Bothmer verweigert die Aussagen.

50 000 Mark Prozeßkosten.

Potsdam, 18. Dez. Der Beginn der heutigen Sitzung wird im Kreise von Prozess-Beteiligten die Kostenfrage dieser ganzen forensischen Unternehmung erörtert. Der Wert der in Potsdam und Potsdam gestohlenen Gegenstände beträgt einschließlich der der Frau Kommer abhanden gekommenen Geldbeträge insgesamt etwa 1500 Mark.

Die bisherigen Gerichtskosten für beide Instanzen werden auf 50 000 Mark geschätzt, wozu dann noch evtl. die Kosten der Revisionsinstanz kommen.

Normal hat ja die Angeklagte, falls sie verurteilt wird, die Gerichtskosten zu zahlen, aber daß sie jemals eine derartige Summe an den Fiskus zahlen könne, ist in hohem Maße unwahrscheinlich.

Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig, berichtet zu Beginn der heutigen Verhandlung einige Punkte. Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Brandt, stellt dann folgenden Antrag: „Ich beantrage, den Landgerichtsdirektor Westerkamp und den Landgerichtsrat Hirschfeld als Zeugen zum Beweise dafür zu laden, daß der Chemann der Angeklagten, Graf Ludwig von Bothmer, in der Verhandlung vor dem Schöffengericht befundet hat, die beiden in Frage kommenden Verferbräufen am 6. August kurz vor Antritt seiner Dienstreise im Damenzimmer seiner Wohnung liegen gesehen zu haben und verlangt habe, die Teppiche wieder aus dem Hause zu schaffen.“ Graf Bothmer hat in der Verhandlung seine Aussage verweigert. Die Verlesung seiner vor dem Schöffengericht gemachten Bekundungen ist unzulässig. Da die Aussage des Grafen Bothmer

jedoch für die Beurteilung des Falles von größter Bedeutung ist, so bleibt kein anderer Weg, als den Vorsitzenden des Schöffengerichts und den Referenten als Zeugen zu hören.“

Das Gericht beschließt, als wahr anzuerkennen, daß Graf Bothmer in der ersten Verhandlung diese Aussage gemacht hat.

Dem Beispiel des Chemanns der Angeklagten schlossen sich die heute als Zeugen geladenen Mitglieder der Familie Bothmer an.

Nicht nur die Richte der Gräfin, sondern auch der Schwager, Graf Adolf v. Bothmer, verweigerten die Aussage.

Justizrat Dr. Josephsohn wies darauf hin, daß die Gräfin ja einem Betrüger zum Opfer gefallen sein konnte. Zum Schluß kam schließlich die Hauptbelastungszugabe, die Aufwärtlerin Frau Wandura, deren Ehrlichkeit schon das vorige Mal angezweifelt wurde, etwas schlecht fort. Der Bombenmacher Jerau, der in der gleichen Bombenfabrik wie die Wandura angestellt war, bekundete nämlich, daß Frau Wandura eines Tages eine 25-Pfund-Dose mit Bonbons auffällig beiseite gestellt habe. Die Dose sei später fortgewesen. Ob sie jedoch Frau Wandura genommen hatte, konnte der Zeuge nicht sagen. Jedenfalls wurde darauf Frau Wandura mit ihren Schwestern aus der Fabrik entlassen, ohne dagegen Einspruch zu erheben. Wegen dieser Aussage dürfte es im Laufe des Nachmittags zu heftigen Auseinandersetzungen mit Frau Wandura kommen, wenn diese als Zeugin vernommen wird.

Selbstmordversuch Lya de Puttis.

Die Filmschauspielerin Lya de Puttis ist Freitag nacht aus dem Fenster ihrer im zweiten Stock gelegenen Wohnung in Schöneberg gesprungen. Die Künstlerin fiel auf das Straßengestühl und rief um Hilfe. Man brachte sie nach ihrer Wohnung zurück. Nach genauer Untersuchung stellte ein Arzt fest, daß der Sprung ins Dunkle ohne ernsthafte Folgen vorübergegangen war.

... weil er sie nicht mit nach St. Moritz nimmt.

Die bekannte Filmschauspielerin Lya de Puttis ist in der vergangenen Nacht aus dem Fenster ihrer in der ersten Etage liegenden Wohnung in der Haberlandstraße 13 gesprungen. Dieser Fenstersturz Lya de Puttis ist nicht tragisch verlaufen, und auch seine Ursache ist nicht allzu tragisch zu nehmen. Lya de Puttis hat eine nicht schwere, wenn auch 25 Zentimeter lange Wunde am Bein davongetragen sowie eine leichte Rückenverstauchung. Einige Tage Bettruhe werden sie völlig wieder herstellen. Lya de Puttis selbst stellt den Vorgang folgendermaßen dar:

„Alles, was da von Selbstmordabsicht erzählt und komblirt wird,“ sagte Lya de Puttis, „ist reiner Unsinn. Ich bin ein viel zu lebenslustiger Mensch, als daß ich an Selbstmord auch nur im entferntesten denke. An dem Sturz aus dem Fenster bin ich freilich ein wenig schuld. Sie wissen ja, daß wir Frauen mitunter temperamentvollen Eingebungen folgen, auch — ich muß es schon sagen, — wenn keinerlei Vernunft beifert. Also ich befand mich gestern Abend in Gesell-

schaft dreier Herren, von denen der eine ein recht guter Freund von mir ist. Wir hatten in einem Berliner Hotel zu Abend gegessen und waren dann noch in einem Klub. Spät abends geleitete mich mein Freund in meine Wohnung und dort entspann sich ein Streit zwischen uns beiden. Der Gegenstand war eigentlich nicht sehr wichtig. Ich möchte nämlich sehr gern zum Wintersport nach St. Moritz fahren, da ich ja ohnehin in Berlin augenblicklich nichts zu tun habe. Der Film, in dem ich arbeiten soll, wird jetzt noch nicht gedreht, so daß ich also über meine Zeit verfügen kann. Mein Freund war anderer Meinung. Ich sollte in Berlin bleiben. Schließlich rannnte er wütend fort, warf die Tür hinter sich zu und verließ die Wohnung. Ich war so nervös und so ärgerlich, daß ich das Fenster aufriß, um ihn zurückzurufen. Als ich ihn auf der Straße — es war natürlich stockdunkel — nicht gleich sehen konnte, erklomm ich das Fensterbrett. Vielleicht, ich weiß es im Augenblick nicht mehr so genau, spielte auch der Wunsch mit, meinem Freund den Schreck einzujagen, ich wolle mich aus dem Fenster werfen, damit er reuig zurückkehre. Ich hatte damit Erfolg: Mein Freund stürzte ins Haus zurück, öffnete die Wohnungstür und lief den Korridor entlang, bis zu meinem Zimmer. Aber gerade, als er im Türrahmen auftauchte und ich mich nach ihm umsah, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte hinab. Einige Augenblicke lang glaubte ich, völlig verstimmt worden zu sein. Ich merkte aber bald, daß die Sache nicht allzu schlimm verlaufen war. Mein Freund und zwei andere Hausbewohner sorgten für meinen Rücktransport in die Wohnung.

Wie der Witz ist und trinkt. In recht anschaulicher Weise beschreibt Alfred Döblin in seiner „Reise in Polen“ (S. Fischer Verlag) seine Eindrücke in Polen. Von den Warschauer Speisehäusern entwirft er folgendes Bild: „Die Stadt hat keine Kaffeehäuser. Auch Kaffees sind selten, dies gegenüber dem Hotel Bristol, ein Männer- und Geschäftskaffee, ein kleines altes unten im Staatstheater, und sonst einige; meist nur Konditoreien. Wundervolle kleine Kuchen, sehen aber nur so aus; ist oft ein unangenehmer Geschmack an ihnen. Den Kaffee servieren sie in Gläsern, gleich mit Milch und Zucker, wenn man „weißen“ bestellt. Gut schmeckt er nicht, sie sind nicht groß darin. Die Restaurants, das ist ihr Raum. Da wird dekoriert, dekoriert und dekoriert als in Deutschland. Eine rote Rübenuppe, Kartoffel, trinkt ich öfter, mit und ohne Ei. Alles mit Verze bereitet, Schwungvoll und elegant serviert. Keiner und Boys in Kotten. Sie beginnen mit gewaltigem kaltem Hors d'oeuvre; haben Rendevous mit mehreren Alkoholforten polnischer Art, hochprozentigen Schnaps, der einem die Lippen verbrennt. Das Teintgeiß der Keilner ist abgeleitet; man legt aber auf die bezahlte Rechnung noch etwas, wohl, damit das Papier nicht fortfliegt. Um 8 Uhr geht das Essen los; dann wird die Musik aufgedreht, und was vorher ab, war Blech. In der „Dose“ esse ich das erste Mal. Der Mund bleibt mir offen stehen bei der Musik. Mein Appetit ist schon schwach; spielt man aber so raffiniert — drei Mann, und einer blättert um — bin ich ganz verloren. Zwischen Mehlbraten und Tostla komme ich um. Wenig Nachts bei der Straße, wenig krumme Beine bei Männern und Frauen und Mädchen. Ich frage erst ganz falsch: wer hat hierzuland die krummen Beine: Männer oder Frauen, Kinder oder Erwachsene? Die Beine krummen sich erst im Westen. Es ist niemand auf der Straße, in der Elektrischen. Leute von guten Sitten rauchen nicht einmal draußen. Ein großartiges Kapitel. Nur wer das Stullenpapier kennt, weiß, was ich meine. In jede Elektrische kann man sich setzen, ohne in Furcht zu geraten, wenn ein Herr, eine Dame die Aktentasche öffnet und es, es herausnimmt — der launende schmeißende Mensch, die beiseite, schludende Bestie, man schlachtet vom Stuhlbank zu Stuhlbank, zuletzt auf den Perron — in Deutschland. In Warschau ruht man in Gottes Hand. Soupers nach dem Theater, Konzert in den großen Restaurants, in die Nacht 5's ein, zwei, drei. Wenige öffentliche Tanzlokale, keine Delfen, fabelhafte Bonbons.“

Als schönstes
Weihnachts-Geschenk
empfehle ich:
Photographische Apparate
sowie sämtliche Bedarfsartikel als:
Stativ, Taschen, Platten, Filme, Selbstauslöser,
Gelbscheiben, Leuchtlichter, Belichtungsmesser etc.
in tadelloser Beschaffenheit.
Erlar & Co. Nachf., Aue, Markt 5.
Telefon 14. Inh.: Karl Sommer. Telefon 14.
Fachmann. Bedienung. Kostlos. Anleitung. Versand nach auswärts.



ADCA **Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt**
Bahnhofstraße 5-7 **Zweigstelle Aue** Fernspr. 650, 651, 730-32
Hauptanstalt: Leipzig
empfehl ich zur Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte zu günstigsten Bedingungen.
— Vermietung feuer- u. diebstahlsicherer Stahlkoffer. — Reiseschecks in allen Währungen. —

Frühesten fort! Wochte Tamara es übernehmen, den erstaunten Eltern diese Wendung der Dinge zu erklären.
Jetzt aber die Antwort auf diesen Brief. Die wollte er ihr hierlassen.
Er mußte ihr schreiben, daß sie total sehlfassend, ihm Dinge unterzöhen, an die seine Seele im Traume nicht gedacht. Das wollte er ihr schreiben.
Gert sprang zum Koffer, um Feder und Papier herauszunehmen. Öffnete den Koffer aber nicht.
Eine Antwort — eine Antwort auf solche Worte?
Nein! Die gab es nicht. Es gab keine Entgegnung hierauf. Wenn so etwas gesagt wurde von der Frau, die er liebte, für den gab es nur eins: Schweigen.
Wochte Tamara die Aufklärung über das ganze Unrecht, das sie an ihm geübt, kommen, woher sie mochte — sein Stolz war zu tief verletzt. Er konnte diese Aufklärung selber nicht bewirken. Und wenn er darüber sterben sollte!
Nein — kein Wort, keine Silbe der Entgegnung.
Tamara war jetzt so gegen ihn gelonnen, daß er Gefahr lief, sie schidte jede Felle, die er an sie noch richtete, ungelesen an ihn zurück.
Auch solche Demütigung zu dulden, das ging über sein Vermögen. Das tat er nicht. Dem letzte er sich nicht aus. Vorbei — vorbei — verloren. Zu Ende — alles. Aus. Aus... Er sank auf das Sofa — der Länge nach. Lag auf dem Gesicht, schluchzte in die Kissen hinein.
We noch tat ihm sein Herz!
Es schmerzte durchaus körperlich, als hätte es einen Riß empfangen.
Jetzt trocknete er die Augen. Ihn fröstelte in seinem dünnen Gesellschaftsanzug.
Er liebete sich um. An Zubettgehen dachte er nicht. Er leute seinen Kellerauszug an, dachte den Koffer, machte alles zum Aufbruch bereit. Begann dann, rast- und ruhelos im Zimmer auf- und niederzugehen, von seinen quälenden Gedanken gequält. Tamara hatte geschrieben: Du kannst und wirst nie glücklich werden. Das glaubte er ihr. Denn er hatte nicht geahnt, daß man so unglücklich werden konnte, wie er es war in dieser

schredlichen Nacht. Schredenhaft langsam schlich sie. Die Zeit rückte nicht vom Fleck. Dehnte sich zu Ewigkeiten.
Wenige Schritte von ihm entfernt lag Tamara wach in ihrem Bett, trauerte, wie er, um ihren jäh zerfallenen schönen Traum. Weinte wohl, wie er, so nah bei ihm — und doch so weit fern ihm entrückt, als schäumten Meere zwischen ihnen.
Nach dem, was nun geschehen war, stand es wohl fest: sie würden nie wieder sich zueinander finden.
Mein Gott — er hätte sich daren geschickt, wenn dieses kurze, kurze Glück jäh geendet hätte — mit einer Heirat Tamaras etwa — mit irgendeiner Vernunftsthe — und sie wären in Frieden voneinander geschieden. Ein jeder dem anderen ein liebes Andenken bewahrend, Dankbarkeit für all das, was sie in, ach so kurzer Zeit, einander geschenkt.
Und jetzt?
Jetzt riß Tamara mit Flächen sich von ihm los. Prophesiete, wünschte ihm Unheil. Weil er, wie sie wähnte, so schuldig geworden. Jetzt hatte sie nur Verachtung für ihn. Jetzt sagte sie ihm grausam von sich mit den tödlichsten Beleidigungen.
Das war in der Tat ein schmerzvolles Ende. So grausam, hart und bitter, wie er nie etwas erlebt.
Gert sahste, wie die Bitterkeit in sein Herz zog und es vergiftete. Spürte, wie das Leiden ihn in Weste nahm. Empfund den zentnerschweren Druck, der sich ihm auf die Brust legte mit dem Unglück, das über ihn gekommen. Sein Gemüt war krank davon. Schwermut breitete ihren schwarzen Schatten über ihn. Was sollte er noch hoffen? Was erwarten? Wofür arbeiten? Wenn am Ende hinter jedem werdenden Abend die Hoffnungslosigkeit stand?
Wozu leben? Wozu?
Die Sehnsucht nach dem Nichtsein stieg groß in ihm auf. Dort unten dem Seeufer hinabspringen. Hin-

schwimmen in das schwarze Wasser. Nie wiederkehren — unauffindbar — Sollte er das seinen Eltern zufügen, weil — weil eine kleine Dame ihn gekränkt und beleidigt?
Ach Gott — nicht das wäre der Grund.
Der wahre Grund für die Sehnsucht ins Bergesehen, ins Nichtsein, der lag darin, daß er auf nichts — nichts in der Welt mehr hoffte und sich freute. Der Anreiz zum Leben, der — schien ihm — war für ihn dahin. Vor ihm stand drohend die Zwecklosigkeit, die Leere, die Unbefriedigtheit.
Nein — nein — er dachte nicht an Selbstmord. Nicht im Ernst. Solche Regungen kommen wohl in den bedrängtesten Augenblicken dieses Erdenbestehens. Er war aber doch in zu hohem Grade Mann der Pflicht, als daß er so rasch an Selbstmord denken durfte. Er mußte, er sah jetzt, er hatte auf seinem Posten zu stehen. Glücklich, oder nicht — das war die Frage nicht.
Er hatte das von dem heute betagten, arbeitsmüden Vater errichtete große Werk weiterzuführen, dieses Werk, das Tausenden von Menschen Brot und Arbeit gab. Er würde den Posten auch ferner ausfüllen, seinen Mann stehen — ganz gleich, wie ihm persönlich dabei zumute war.
Auch war noch ein Erwarten in ihm, das ihn mit Spannung erfüllte. Er wollte sehen und abwarten, welchen Weg diese Tamara jetzt gehen würde — sie, die diese Nacht die Brücke zu ihm so plötzlich abgedreht und mit Vermählungen sich von ihm geschieden hatte. Er hatte sie nicht für all das Unrecht, das sie an ihm begangen. Nein — weil er sie noch liebte, nur deshalb — nur deshalb konnte die Strecke so schmerzen, die sie gegen ihn geführt. Er will und wird sie meiden und wird doch von ferne ein Auge auf sie halten — viellecht — viellecht — daß doch die Stunde einmal kam, wo sie dennoch nach ihm rief und seiner bedurfte —

(Fortsetzung folgt.)